Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 36. Posen, den 3. September. 1893.

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.)

Das meiste Talent hatte unstreitig der junge Pole („Golo"), dessen Schönheit allerdings einen empfindlichen Stoß dadurch erlitt, daß die Natur ihm das Geschenk gerader Beine versagt hatte, infolge welcher Eigenthümlichkeit seine liebste Stellung dem Koloß von Rhodos nachgebildet war.

Döring zog sich nach Beendigung der Vorstellung auf sein Zimmer zurück; er hatte nicht Lust, sich noch im Gastzimmer des Hotels den Kollegen vorzustellen und in Anbetracht des leeren Saales vielleicht Zeuge einer Wiederholung des Streites zu werden.

Auch war der Eindruck, den die Vorstellung auf ihn gemacht, ein so wenig erfreulicher, daß er am liebsten wieder davongegangen wäre, wenn das seine Börse erlaubt hätte. Wie anders erschien ihm die künstlerische Solidität der Hurray'schen Theatergesellschaft! Welche Künstler besaß sie in Löwenbrand, den Damen Berg, Lili, Detroit und Anderen! Und hier? — ? Obwohl selbst Anfänger, dachte er doch mit Grauen daran, in solcher Umgebung, mit diesen Kunstmimen und vor einem so gearteten Publikum auftreten zu müssen.

Nach und nach wurde er ruhiger, und als er sein Lager aufgesucht hatte und dem Entschlafen nahe war, da fielen ihm die tröstenden Worte ein, die ihm Löwenbrand vorahnend in sein Stammbuch geschrieben hatte!

„Der Künstler adelt den Ort,
Nicht der Ort den Künstler."

VI. Kapitel.

Zwei Tage später fand das erste Gastspiel des Herrn Theodor Döring vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg — so kündigte pomphaft der Zettel an — statt. Gegeben wurde: „Der arme Poet" von Kotzebue und „Der Jude" von Cumberland. „Lorenz Kindlein" im ersten, und „Jabal" im zweiten Stücke: Herr Theodor Döring als Gast.

Der Zudrang zu dieser Vorstellung war ein überraschender; die Billets zu den besseren Plätzen waren Mittags bereits vergriffen, und die Direktion sah sich genöthigt, um allen Nachfragen Genüge leisten zu können, den zweiten Platz ebenfalls zum ersten umzugestalten. — Gnesen zählte damals, obwohl es erzbischöfliche Residenz war, unter der Einwohnerschaft mehr als ein Drittel Juden, die mit der christlichen Bevölkerung fortwährend auf gespanntem Fuße lebten; beide Parteien suchten sich gegenseitig mit kleinen Neckereien zu überbieten. Was Christen wie Juden veranlaßte, sich zu dieser Vorstellung zu drängen, war weniger der „berühmte Gast" als die Aufführung des zweiten Stückes: „Der Jude", hinter dem man auf beiden Seiten etwas „ganz Besonderes" zu vermuthen schien.

Nichts schmückt ein Theater so sehr wie ein animirtes Publikum, und nichts wirkt stärker auf die Darstellung eines Künstlers als ein volles Haus.

Döring hatte seit seinem ersten Debut in Bromberg nach den Unterweisungen seines Lehrers Löwenbrand den „Lorenz Kindlein" gänzlich umgestaltet, und in seiner neuen, einfachen, rührenden Wiedergabe errang er sich den Beifall des Gnesener Publikums. Wenn dieser immerhin nicht so stürmisch war, wie Döring es verdient hätte, so lag das an der ungeduldigen Erwartung, mit welcher die Zuschauer dem zweiten Stück entgegensahen. Es war ein allgemeines Aufathmen, als der Vorhang sich endlich erhob und das Kleinfeuer des Dialogs eröffnet wurde. Die große Aufmerksamkeit, welche man dem Schauspiel widmete, wich indeß nach und nach einer Enttäuschung, zumal als „Schewa", der Jude, erschien, den ein älteres Mitglied der Truppe ganz annehmbar darstellte. Der von Edelmuth, Menschenliebe und Herzensgüte triefende Jude machte auf die christliche Partei nicht den Eindruck, auf den man sich gefaßt gemacht hatte; man hatte etwas Anderes, Pikanteres erwartet. Die Stimmung im Saale war dadurch eine recht bedrohliche geworden, als im zweiten Aufzug Döring als „Jabal", des Juden hungriger Diener, erschien und damit sofort die Situation eine andere, heitere wurde.

Auf den Ruf der Haushälterin Dorcas: „Jabal! Hörst Du nicht? — Wo steckt der Faullenzer!" — klemmte sich zwischen Thür und Angel ein junger abgemagerter Bursche, dessen etwas gekrümmte Nase und pechschwarzkrauses Haar einen Abkömmling des Stammes Juda kennzeichneten. Eine geflickte Jacke, deren Aermel viel zu kurz waren und eine ebenso kurze geblumte Weste, sowie eine graue Leinenhose, die in die ausgetretenen Stiefeln gesteckt war, bildeten den charakteristischen Anzug. Die ganze Figur, wie sie jetzt den etwas geneigten Kopf ins Zimmer steckte und im besten jüdischen Jargon fragte: „Na, was is, Mutter Dorcas?" war unendlich komisch und erregte stürmischen Jubel im Auditorium, der sich wiederholte, solange sich Döring auf der Scene befand. Es waren indeß nicht sowohl die Worte, durch welche der junge Mann eine so große Wirkung zu erzielen verstand, als vielmehr die außerordentliche Beweglichkeit seines ganzen Wesens und die Veränderlichkeit seiner Gesichts-

züge, die ihm für den Ausdruck aller Empfindungen zur Verfügung stand.*) Als er mit den Worten: „Ein Ei und zwei Esser!“ den Akt geschlossen, legte sich die Heiterkeit des Publikums erst, nachdem er mehrere Male vor dem Vorhang erschienen war.

Inzwischen fand| man doch in der israelitischen Partei, daß Döring zu sehr übertrieben und dadurch ihre Stammesgenossenschaft lächerlich gemacht habe, und ein wüstes, von Zischen begleitetes Lärmen mischte sich plötzlich in den Beifall der Christen. Eine Partei suchte die andere zu übertrumpfen, und als sich einige Heißsporne zu beleidigenden Reden hinreißen ließen, war eine Katastrophe unvermeidlich.

Weinend und schreiend suchten die Frauen und Kinder die Ausgänge zu erreichen, und während die gesonderten Parteigruppen eine immer bedrohlichere Haltung annahmen, erschien zu rechter Zeit die gefürchtete Polizei und befahl, den Saal sofort zu räumen. Dies geschah allerdings, aber gemäß den Schiller'schen Worten:

„Treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen!“

setzte sich auch dieser Kampf draußen auf der Straße fort, wo der frisch gefallene Schnee ein so heftiges Bombardement veranlaßte, daß mehrere Fensterscheiben von den Tumultuanten zertrümmert wurden und erst nach einigen Verhaftungen Ruhe eintrat.

Die jähe Unterbrechung der Vorstellung wurde am schmerzlichsten von Döring bedauert. Während er sich noch umkleidete stürmten die Mitglieder der Truppe von der Bühne in die Wohnung der Direktorin, wo der „Raub“ der heutigen Vorstellung getheilt werden sollte. Sie hatte an diesem Abend, wo sie unbeschäftigt war, mit dem Blechkasten an der Kasse gesessen, und obwohl es bekannt war, daß sie an solchen Abenden stets die „Rittersitiefeln“ anzog, in denen manches Silberstück für „Nadelgeld“ verschwand, so war doch die Einnahme eine derartige, daß dies unbemerkt geschehen konnte und jeder mit seinem Theile zufrieden war. Als Döring in das Zimmer trat, fand er nur vergnügte Gesichter, und dankbare Hände streckten sich ihm entgegen. Man betrachtete ihn, den man bisher mit scheelen Blicken angesehen, jetzt als den Retter aus der bisherigen Kalamität und hoffte auf verschiedene Wiederholungen des ertragreichen Abends. Es war für ihn ein erhebendes Gefühl, sich all diesen armen Teufeln, bei denen die Kunst doch nur nach Brot ging, förderlich erwiesen haben. Auch er war mit seinem Antheil, den ihm die Frau Direktorin mit ihrem süßesten Lächeln überreichte, zufrieden; er betrug netto 12 Thaler, eine Summe, wie er sie lange nicht besessen hatte.

In dieser von Allen getheilten, animirten Stimmung vereinigten sich Direktion und Mitglieder, um dem „lieben“, „kollegialen“, „berühmten“ Künstler beim Bier Bescheid zu thun. Wie hoch war Döring nach diesem Abend in der Meinung Aller gestiegen, nachdem man ihn vor wenigen Tagen noch spöttisch über die Achseln angesehen!

VII. Kapitel.

Am andern Morgen saß Döring schon früh am Schreibtisch, es drängte ihn, sein volles Herz der geliebten kleinen Lili auszuschütten. Zwischen den jungen Liebesleuten war die Verabredung getroffen worden, daß Döring in Posen und Lili in Graudenz poste restante Briefe erwarten sollte. Er war eben im Begriff sein Schreiben mit einer Oblate zu schließen, als die Direktorin, ohne an die Thür zu klopfen, athemlos ins Zimmer stürmte. Aus ihrem sich überstürzenden Wortschwall entnahm er, daß die Polizeibehörde nach den gestrigen bedauerlichen Vorgängen im Theater die weiteren Vorstellungen der Truppe untersagt habe. Die Behörde hielt sich zu diesem Verbot um so mehr berechtigt, als die Konzession der Madame Morawska schon seit längerer Zeit abgelaufen und noch nicht wieder erneuert war. Wenn man trotzdem zuständigen Orts bisher keine Einwendungen gegen die Fortsetzung der Vorstellungen erhoben, so geschah dies auf Verwendung des Oberpräsidenten, der in jüngern Jahren, wie man sich zuflüsterte, die hübsche Morawska nicht ungern gesehen haben sollte. Die Zuversicht, mit der die Dame das Verbot rückgängig zu machen hoffte, ließ die Version wohl glaubhaft erscheinen. Leider war der Präsident für einige Tage nach Posen verreist, und bis zu seiner Rückkehr konnte man in der Angelegenheit nichts unternehmen. Frau Morawska suchte daher ihren Gast durch Bitten zu bestimmen, sein Auftreten hinauszuschieben und prophezeite ihm, daß durch den Aufschub die Einnahmen nur steigen würden.

Döring ließ sich bereit finden, auf den Vorschlag einzugehen, um so mehr, da er noch Zeit gewann, seine nächste Gastrolle, den Pagen Paul Husch in Kotzebue's „Pagenstreichen“, den er noch nicht gespielt hatte, gründlich zu studiren.*) Während der unfreiwilligen Ruhetage war er fortwährenden Angriffen der Kollegen auf seine Börse ausgesetzt. Der Mangel jeder Einnahme hatte natürlich unter ihnen große Not und Dürftigkeit hervorgerufen, und so wendete man sich unter der Form von „kleinen Darlehen mit pünktlicher Rückzahlung“ an den gutmüthigen stets hilfsbereiten Döring, dessen reiche Einnahme auf diese Weise bald schmelzen mußte.

Am dritten Tage war der Präsident zurückgekehrt und er hatte, wie die Direktion es vorausgesagt, noch einmal seine Erlaubniß, freilich nur für drei Vorstellungen, gegeben, damit, wie es in dem Schreiben hieß, Frau Morawska ihre Verpflichtungen gegen den Gast, Herrn Theodor Döring, einzulösen im Stande sei. Döring mußte also als eine Art Sündenbock dienen.

Endlich erschien der Tag seines zweiten Auftretens und mit ihm eine entsetzliche Enttäuschung. Die Vorstellung konnte nicht stattfinden, weil es an Publikum fehlte. Allzu ängstliche Familienväter, welche eine Wiederholung des Skandals fürchteten, blieben mit den Ihrigen dem Theater fern, während der heißblütigen Jugend beider Konfessionen anbefohlen war, sich an diesem Abend zu Hause zu halten. Man hatte erfahren, daß die Polizei zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse mit verschärften Instruktionen versehen war.

Es war ein trübseliger Anblick, den der leere Saal darbot, an dessen Eingang die Direktion mit der Blechkasse beim flackernden Schein eines Windlichts saß und vergebens auf etwas hoffte, was nicht kommen wollte; Dantes „Lasciate ogni speranza“ wurde hier zur traurigen Wahrheit. Wie Schatten huschten die armen, hungernden Künstler von den Brettern weg durch den öden Zuschauerraum, wo nur noch eine einzige Lampe ihr unheimliches Licht leuchten ließ.

Mehr als alle Anderen war Döring von dieser beschämenden, trostlosen Niederlage ergriffen; der Kontrast seines ersten Auftretens mit dem heutigen Abend war ein zu greller, um seine heißen Thränen nicht verzeihlich erscheinen zu lassen.

Die dumpfen Glocken der Kathedrale von St. Adalbert verkündigten die elfte Stunde, als Döring aus seinem halb wachen, halb dämmernden Zustande aufschreckte und sich noch im Kostüm des „Pagen“, geschminkt, vor seinem Spiegel sitzend fand. Man hatte ihn allein gelassen; man brauchte ihn ja nicht mehr. Beim Schein des Mondlichts, das durch die hohen Fenster fiel, packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen und tappte sich durch den Saal, dessen leere Holzbänke ihn zu verhöhnen schienen, dem Ausgang zu, kletterte über eine kleine Treppe auf sein Zimmer und warf sich angekleidet auf das Bett.

„Sie müssen weinen lernen!“ hatte ihm sein Lehrer Löwenbrand gesagt; hätte er ihn in diesem Moment erblickt, er würde mit seinem Schüler zufrieden gewesen sein.

Am andern Morgen war sein Entschluß gefaßt; er wollte fort nach Posen, und zwar sogleich. Von der Direktion, sowie von den Mitgliedern ließ sich niemand bei ihm blicken. Die erstere, hieß es, sei verreist, um mit einem neuen Orte abzuschließen, und die letzteren mieden ihn, weil sie fürchteten, an ihre Schulden erinnert zu werden. Wie wenig kannten sie Dörings Gutmüthigkeit; nachdem er seine Rechnung bezahlt hatte,

*) Diese mimische Virtuosität hatte Döring, als er auf dem Gipfel seiner Kunst stand, zu einer von keinem anderen Künstler erreichten Vollkommenheit ausgebildet.

*) Kotzebue beherrschte damals mit Iffland das Repertoire der deutschen Bühnen.

blieben ihm allerdings nur noch wenige Thaler; dennoch unterließ er es, die werthen Kollegen von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen; das tiefste Mitleid mit ihrer traurigen Lage überwog jedes andere egoistische Gefühl, ja, er kam sich wie erlöst vor, als er die Stadt hinter sich hatte und auf der prächtigen Landstraße seinem neuen Ziele zustrebte.

VIII. Kapitel.

In Posen galt sein erster Gang, als er dort nach einer beschwerlichen Wanderschaft unendlich müde und hungrig eintraf, dem Postgebäude, wo er auch zu seiner Freude einen Brief von Lili vorfand. Ohne sich um die ab- und zugehende Menschenmenge zu kümmern, warf er sich auf eine Steinbank und öffnete, fast zitternd vor Aufregung, das Schreiben, aus dem ihm zwei Papierthaler in den Schooß fielen. Als er den Inhalt gelesen, küßte er wiederholt die zierlichen Schriftzüge und tiefes Glücksgefühl erglänzte aus seinen Augen.

Lili gab ihm die wiederholte Versicherung, daß sie ihm in treuer Liebe angehöre bis zum Tode, und daß sie, gottlob! jung genug sei, um auf ihren „lieben Theodor" warten zu können. Die Mutter werde sich schon fügen, meinte sie, wenn er erst im Stande sein würde, sich einen eigenen Heerd zu gründen. „Wenn es so weit ist, so rufe nur, und — „ich folge Dir sobald ich kann" —. Mama läßt mir jetzt auch wieder größere Freiheit, seit Löwenbrand sich mit Fräulein Berg verlobt hat. Was sagst Du dazu? — Der Weiberfeind! — Deinen nächsten Brief erwarte ich in Elbing, wohin wir von hier reisen. Anbei ein ganz kleiner, kleiner Betrag aus meiner Sparbüchse für Deine Reise nach Breslau. Ich bilde mir ein, daß es Dir dort recht gut ergehen wird &c."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hund.

Humoreske von E. R. Liebscher.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Nachdem Fritz Lehmann den angehenden Schauspieler verabschiedet hatte, kam er wieder zurück, um nach Tyras zu sehen. Gütiger Himmel! was hatte der Hund unterdessen in Fritzens Schlafzimmer angerichtet! Als der Zahnarzt die Thür öffnete und in das Zimmer sah, glaubte er in ein Schneegestöber zu blicken: so flogen die Federn seines Bettes im Zimmer umher und wirbelten lustig durcheinander. Tyras hatte die Betten von Fritzens Junggesellenlager herabgezerrt und lag nun auf dem Deckbett an der Erde, hielt ein Kopfkissen, welches er bereits total zerrissen hatte, zwischen den Vorderpfoten und fuhr immer mit der Schnauze in die Federn; holte ein Maul voll aus dem Kissen, hob den Kopf und schüttelte ihn dann heftig hin und her, so daß die Federn umherflogen. So vertrieb er sich die Zeit! Ein anmuthiges Spiel, welches ihm viel Vergnügen zu bereiten schien.

„Tyras!" rief Fritz entsetzt aus.

Da hörte der behaarte Petrus auf, sein Bett zu schütteln, sah seinen Herrn treuherzig an und wedelte heftig mit dem Schwanze, sodaß auch hinter ihm Federmassen aufflogen: Er war im Grunde genommen nicht böse, ein liebenswürdiger Hund! Fritz trat eilend herzu, ergriff seinen Tyras wieder beim losen Fell am Halse und zog ihn mit sanfter Gewalt von den Betten ab. Er folgte willig ins Sprechzimmer und ließ sich friedvoll auf den Teppich nieder. Fritz aber setzte sich auf einen Stuhl, um nachzudenken, was er mit dem Köter anfangen solle. Leider fiel ihm nichts ein. Aber die Unordnung im Schlafzimmer konnte nicht so bleiben! Fritz rief Frau Meisel herbei und zeigte ihr das neue Unglück, welches der Hund angerichtet hatte. Dabei sah er denn auch, daß Tyras sich außerdem noch wieder unfläthig betragen hatte. Frau Meisel schien seit dem Vorfall, der sie veranlaßt hatte, ein Tuch um ihr Gesicht zu winden, die Sprache verloren zu haben. Sie erwiderte kein Wort und machte sich an die Arbeit. Fritz sagte ihr noch, daß er den Hund ins Badezimmer einsperren würde. Dort war er gut aufgehoben und konnte kein weiteres Unglück anrichten, denn das Badezimmer war leer. Dann ging der Zahnarzt aus. Als er in seinem gewohnten Kaffee-Haus die Zeitungen las, fiel sein Blick auf eine Annonce: „Hundepark Ostend," stand dort, „nimmt Hunde in Pflege, Dressur und Pension, auch wird geschoren." Sofort schrieb Fritz einen Eilbrief an den Besitzer des „Hundepark Ostend," worin er diesen Herrn ersuchte, „den Hund" in Pflege zu nehmen. Früh am nächsten Morgen sollte Tyras abgeholt werden. So war Fritz seinen Hund wieder los . . . aber die Nacht über mußte er den Unglücksköter noch beherbergen. Ihm graute vor der Nacht. Als Fritz Abends nach Hause kam, vernahm er schon auf dem Korridor das Gewinsel seines Hundes. „Zum Glück ist mein Schlafzimmer weit genug von der Badestube entfernt, dachte Fritz, aber die arme Frau Meisel wird eine schlechte Nacht haben." Der Zahnarzt wollte seine Wirthin mit der Nachricht trösten, daß dies Martyrium morgen sein Ende erreicht haben werde: Er klopfte an die Küchenthür. — Keine Antwort! Sollte Frau Meisel schon zu Bett gegangen sein? dachte Fritz. Unmöglich! Sie ging nie so früh schlafen. Außerdem haben wir Sommerszeit. Er klopfte von Neuem . . . wiederum vergebens. Aber vielleicht hat Fritz seiner Wirthin Unrecht gethan — in Gedanken, als er sie der Ziererei beschuldigte, vielleicht hat sie eine ernste Wunde davongetragen, als Tyras nach ihr schnappte. Vielleicht ist sie von dem gehabten Schreck krank geworden. Na, das wäre! Frau Meisel! rief der Zahnarzt und klopfte jetzt ganz energisch an die Küchenthür. Als wieder keine Antwort erfolgte, versuchte er die Küchenthür zu öffnen: eigentlich nur um zu sehen, ob sie verschlossen sei. Die Thür war nicht verschlossen. Fritz öffnete ein wenig und fragte durch den handbreiten Spalt: „Frau Meisel! Sind Sie krank?"

Nichts rührte sich. Nun trat er in die Küche ein, und ging zu Frau Meisels Bett, welches in einer Ecke der geräumigen Küche stand. — Das Bett war leer . . . sogar die Betten fehlten! Eilig zündete Fritz eine Lampe an, welche auf dem Küchentische stand und leuchtete in dem Raum umher. Alles hing und stand an seinem Platz wie sonst . . . Der Zahnarzt leuchtete in das leere Bettgestell hinein. Auf der groben Sackleinwand des Bettrahmens las er: Nr. 201 Sack Verleih-Institut von . . . der Rest war abgeschnitten und durch ein anderes Stück ersetzt. Fritz stellte die Lampe wieder auf den Tisch, setzte sich auf einen Küchenstuhl und überlegte . . . Was war zu thun? Wo mag die Wirthin sein? Nachdem Fritz sich diese schwierige Frage vorgelegt hatte, nahm er die Lampe und ging in sein Zimmer. Als er an der Badestube vorüberging, kratzte Tyras an der Thür und stieß ein Geheul aus. Eine wahre Wuth auf den Köter ergriff den Zahnarzt: er hätte den Hund prügeln können. Zur Strafe sollte er die ganze Nacht im Badezimmer bleiben!

Auf Fritzens Schreibtisch lag ein Zettel, der Frau Meisels Schriftzüge trug: „Wegen Ihren Hund kann ich nicht bleiben, weil Sie ihn nicht abschaffen wollen. Ich ziehe zu meine Schwester. Meine Maschine lasse ich noch bei Ihnen. Wenn Sie den Hund abschaffen, so werde ich wieder zu Ihnen kommen.

Mit Hochachtung

Frau Clara Meisel

Grüner Weg 82, Hof 4 Treppen

bei Schneider."

Fritz schrieb sofort an seine Wirthin und theilte ihr die veränderte Sachlage mit.

Früh am nächsten Morgen holte der Besitzer des Hundepark „Ost-End" den Hund ab und Mittags zog auch Frau Meisel wieder bei dem Zahnarzt ein.

Nun folgte eine Reihe ruhiger Tage und da sich auch einige Patienten bei Fritz einfanden, fehlte ihm nichts an seinem Glück: nur wenn man zu arbeiten hat, ist man glücklich! Sogar die Briefe des Onkels, der sich zuweilen nach dem „Staatsköter" erkundigte, konnten Fritzens Glück nicht trüben. — Da eines Tages trat ein unbekannter Mann in das Sprechzimmer, welcher schon auf dem Korridor stürmisch nach dem Herrn Doktor verlangt hatte. Fritz hielt ihn für einen Patienten, der es besonders eilig hatte. Er aber wartete Fritzens Frage gar nicht ab, sondern hielt dem verblüfften Zahnarzt einen unkenntlichen Gegenstand hin: „Da sehen Sie, was, Ihr Hund gemacht hat!"

„Was ist das?"

„Der Hut meiner Frau, welcher 8 Mark 50 gekostet hat. Ihr Hund hat ihn so zugerichtet!"

„Aber, lieber Mann, was kümmert mich das: ich habe meinen Hund in Pension gegeben . . .

„Na ja, der Kohlenfritze, der ihn hat, sagt das auch. Er sagt, ich soll zu Ihnen gehn."

„Der Kohlenfritze? Welcher Kohlenfritze denn? Ich habe meinen Hund im Hundepark „Ostend".

„Ach was Hundepark! Er fährt Koaks und Preßkohlen aus. Er nimmt ja auch Hunde in Pension . . . Wenn Sie nicht bezahlen, muß ich Sie verklagen! Sie brauchen ja nicht alles zu bezahlen, aber wenigstens etwas."

Der Mann ließ mit sich reden. Er erhielt drei Mark und gab sich zufrieden.

Fritz dachte nicht weiter über den „Kohlenfritzen" nach: möglich, daß der Hundepark-Besitzer nebenbei Kohlenhandel trieb. Das ging Fritz nichts an, aber er wollte dafür sorgen, daß sein Hund in guter Obhut war, was ihm nach dem Gehörten zweifelhaft erschien. Er beschloß, den „Hundepark" zu besuchen, um dem Pfleger seines Hundes bessere Obhut anzuempfehlen. Jedenfalls mußte er verhindern, daß Tyras noch weiteres Unheil anrichtete. Indessen vergingen einige Tage, bevor Fritz seine Absicht ausführen konnte, und

er hatte die ganze Angelegenheit schon wieder vergessen, als eines Tages unangemeldet und ganz plötzlich — der gute Onkel seinen lieben Neffen besuchte. Eine der ersten Nachfragen des Onkels bezog sich auf den Hund. Es schien ihm garnicht angenehm zu sein, daß sich derselbe in Pension befand. Jedenfalls wollte er ihn sehen und so mußte Fritz sich entschließen, mit seinem Onkel nach dem „Hundepark Ostend" zu fahren.

Fritz wußte allerdings, daß sich dies Institut in der Boxhagener Straße befand, allein die Hausnummer hatte er längst vergessen. Indessen hoffte Fritz, einmal in der Boxhagener Straße, den Hundepark leicht finden oder erfragen zu können. Er sollte sich grausam täuschen! Als Beide in der Pferdebahn saßen, fragte der Onkel, ob Fritz schon einmal im „Hundepark" gewesen sei. Der Zahnarzt hatte nicht den Muth, seinen alten Onkel zu belügen. Der Onkel schien sehr verstimmt zu sein, als sie die Pferdebahn verließen, um die Hunde-Pension aufzusuchen. Aber das war nicht so leicht, denn den Hundepark Ostend kannte Niemand, den Fritz fragte, kein Firmen-Schild kündete die Hundepension an und die Beiden wären wohl noch lange umhergeirrt, wenn nicht ein Zufall ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Fast am Ende der Straße begegnete ihnen ein Hundegefährt, dessen Führer Fritz bekannt vorkam. Er trat an den Mann heran und fragte ihn nach dem Hundepark „Ostend."

„Det bin ick!" erwiderte der Kohlenmann, mit einem gewissen Selbstbewußtsein.

Und nun erkannte Fritz seinen Mann sofort wieder: es war derselbe Mann, der „Tyras" abgeholt hatte. Auch er erkannte Fritz jetzt und der Onkel erkannte — den Hund, welcher vor den Kohlenwagen gespannt war. Es gab ein allgemeines Erkennen, denn als der Onkel rief: „Phips komm her!" da strebte „der Hund" unter freudigem Gewinsel, sich von dem Geschirr zu befreien, auch er hatte den Onkel erkannt! Der Wagenführer — eine eigenthümliche Art von Pensions-Vater — legte seine Hundepeitsche, womit er den Hund zu „pflegen" schien, aus der Hand und befreite Tyras von dem Wagen. Während der Onkel und der Hund sich gegenseitig begrüßten, stellte Fritz den „Hunde-Park-Besitzer" zur Rede:

„Ich habe Ihnen den Hund in Pflege gegeben, aber nicht zum Kohlenfahren!"

„Ach wat!" erwiderte der „Kohlenfritze", „det is'n Ziehhund!"

Der Onkel, der diese Aeußerung gehört hatte, war ganz empört über solchen „Unverstand." Er war empört über den Kohlenmann und auch über Fritz, der doch an dem ganzen Handel unschuldig war.

Der Onkel will den Hund wieder mitnehmen. Fritz ist also endgültig von seinem Unglücksköter befreit, aber er hat auch die Zuneigung seines Onkels verloren — wenigstens für einige Zeit. Dauernd kann er seinem Neffen nicht grollen. Dafür wird schon Onkels Töchterchen sorgen, Fritzens Cousine, die ihm herzlich zugethan ist.

Vermischtes.

* **Englische Spiele in Deutschland.** Im Anschluß an die Zeitungsnotiz, daß man an einigen deutschen Schulen Cricketvereine gegründet habe, schreibt der „Münch. Allg. Ztg." ein Korrespondent Folgendes: Sicher ist das Interesse für Spiele im Freien in Deutschland lebhaft geweckt, Schulspiele ist eine der Hauptforderungen unserer Schulreformer. Es sei erlaubt, von England aus einige Bemerkungen über englische Spiele zu machen.

Unser deutsches Publikum vergißt bei seinem Bestreben, englische Spiele an den deutschen Schulen einzuführen, zwei Dinge vollständig: den Unterschied zwischen englischem und deutschem Klima, noch mehr den zwischen englischen und deutschen Schulen. Charakteristisch für England, noch mehr für Schottland ist das gleichmäßig feuchte und kühle Wetter. Der Winter ist warm, der Sommer nach unseren Begriffen kalt und feucht. Wer die englische Südküste besucht, ist erstaunt, hier im Freien eine üppige Vegetation immergrüner Pflanzen zu finden, wie wir sie nur von Treibhäusern her kennen. Zum Schlittschuhlaufen ist fast nie Gelegenheit. Und der Sommer ist dort verhältnißmäßig auch kühl. Die starke Bewegung, der große Feuchtigkeitsgehalt der Luft machen die Hitze auch an einem schattenlosen Mittag sehr erträglich. Abende und Nächte sind kühl, fast kalt. Noch mehr hier in Schottland. Es ist drollig, wenn schottische Zeitungen jetzt von „indischer Hitze" sprechen. Schon die Tracht weist hin auf das Klima. Auch im Juli und August trägt Alles hier schwere, dunkle Wollenstoffe, sehr viel Ueberzieher, die Damen häufig lange Mäntel und Pelzboas. Der hellgraue Sommeranzug, der Strohhut mit dem blauen Band, der Shlips mit den gelben Tupfen, die ganze Pracht, in der der deutsche Jüngling am Sonntagnachmittag so sehr schön ist, sind hier unbekannt. Dies gleichmäßig feuchtkühle Klima erlaubt Spiele im Freien fast das ganze Jahr hindurch, es verlangt sie sogar. Der Körper braucht hier rasche und starke Bewegung, ebenso starke und schwere Kost. Man kennt in England weder unseren strengen, deutschen Winter, noch die brennende, drückende Sommerhitze. Wann kann man in Deutschland im Freien spielen? November bis März ist es kalt und naß, Juni bis August zu heiß, bleiben April und Mai, September und Oktober, genau ein Drittel des Jahres.

So das Klima. Noch größer ist der Unterschied zwischen englischem und deutschem Schulwesen. Die englischen Schulen sind nach deutschen Begriffen sehr vornehme und theure Institute. Sie sind fast ausnahmslos boarding schools, Pensionate. Die Pension beträgt für gewöhnliche Schulen 1200 M. für das Schuljahr von 36 Wochen, das Schulgeld für Knaben, die im Orte wohnen, nie unter 200 M., Pensionen von 2—3000 M. sind nicht selten. Eine Anstalt, die ihre Schüler Tag und Nacht unter Aufsicht hat, kann und muß gemeinschaftliche Spiele einrichten. Sie bieten die Möglichkeit, die Knaben an die frische Luft zu bringen und sie gleichzeitig zu beaufsichtigen. Wo haben wir das in Deutschland? Unsere Eltern würden kaum einverstanden sein, wenn ihre Söhne erst Abends um ½8 Uhr nach Hause kämen.

Man übersieht ferner, daß die englischen Spiele eine recht theure Einrichtung sind. Sie setzen gewaltige Spielplätze voraus. Wo will man die in unseren deutschen Mittelstädten finden? Die Spiele selbst sind theuer. Ein Cricketspiel für elf Spieler kostet 100—120 M. und verlangt jedes Jahr Neuanschaffungen. Die Spielplätze müssen sorgfältig gepflegt werden, sie verlangen meist einen eigenen Gärtner. Die englischen Schüler rekrutiren sich aus viel wohlhabenderen Schichten als die deutschen. Die große Masse der Jungen, die unsere deutschen Gymnasien bevölkern, würde in England überhaupt keine höhere Schule besuchen, sie gehen mit 13, 14 Jahren in ein Geschäft oder ein Bureau.

Und noch Eines. Die englischen Jungen lernen gewiß perfekt Cricket, Lawn Tennis, Foot ball und ein Dutzend anderer Spiele. Das Schlimme ist nur, daß sie sonst nicht viel lernen. Der Unterricht dauert bis um 4, dann wird gespielt bis 6½ Uhr, dann Thee, dann Arbeit von 7—8 Uhr, dann wird wieder gespielt. Um 9 Uhr Nachtessen. Dann geht man zu Bett. Bei sehr gutem Unterricht mag das gehen. Aber eben da hapert's. Der Unterricht besteht im Wesentlichen im Auswendiglernen und Hersagen sehr mittelmäßiger Schulbücher. Für einen englischen Lehrer ist es wichtiger, daß er — „Athlet" ist — die Engländer brauchen selbst diesen Ausdruck, — als daß er was weiß oder kann. Die Söhne der wohlhabenden Klassen besuchen die Schule, bis sie alt genug sind, um in ein Geschäft einzutreten. Ob sie etwas mehr wissen oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Auch was unserem Abiturientenexamen entspricht, ist reine Form. Die Spiele sind thatsächlich Hauptsache und der Unterricht ist Nebensache.

* **Dr. Jul. Knoch.** Dieser Tage ist im Gouvernement Kostroma (Rußland) der livländische Embryologe und Naturforscher, Dr. med. Julius Knoch, welcher zuerst die Gefährlichkeit der Trichinen feststellte und die Trichinose gründlich erforschte, im Alter von 65 Jahren gestorben. Als Knoch in den 60er Jahren vom russischen militärisch-medizinischen Departement ins Ausland abkommandirt worden war, arbeitete er mit Professor Virchow zusammen an der Untersuchung der Endemien, die um jene Zeit in Hannover herrschten. Dort bewies er, daß die Endemie in Hannover eine trichinöse war. Diese Entdeckung erregte großes Aufsehen und machte den Namen Knoch's allgemein bekannt. Seit jener Zeit beschäftigte sich Knoch speziell mit der Trichinose, mit der Untersuchung der Muskel- und Eingeweidetrichinen, sowie mit dem Studium der Frage, welche Mittel am geeignetsten seien, die Trichinen zu tödten oder zu entfernen. Professor Robien hielt in der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über die Ergänzungen Knochs zur Embryologie des Bothriocephali latis, woraufhin Dr. Knoch von der Akademie ein Ehrendiplom und für seine „Naturgeschichte des breiten Bandwurmes" den Monthion-Preis erhielt. Im Jahre 1874 stellte Knoch in Petersburg den ersten Fall von Trichinose fest, im darauffolgenden Jahre in Moskau. Außer der Entdeckung von Trichinen im menschlichen Organismus war der Verstorbene noch durch seine erfolgreichen Versuche der künstlichen Befruchtung von Sterletts und Stören bekannt. Diese Versuche machten es möglich, die genannten werthvollen Fische auch in solchen Gegenden, wo sie früher nie vorkamen, zu züchten. Aus Ssimbirsk, wo Knoch die Versuche anstellte, wurde im Jahre 1870 zuerst befruchteter Caviar nach Petersburg gebracht, aus welchem bald kleine Sterletts entstanden. Einen Theil dieses lebenden Materials behielt Knoch zur weiteren Entwickelung in der Nikolskij-Fischzüchterei (Gouv. Nowgorod), während er die übrigen Eier an Professor Morrey nach Schottland sandte, welcher die kleinen Sterletts in einem See auf den Besitzungen des Herzogs von Sutherland akklimatisirte. Auch in Preußen wurden auf Initiative des Verstorbenen die Sterletts eingebürgert. Auf der Wiener Weltausstellung erhielt Knoch für künstlich gezüchtete Sterletts, Lachse, Forellen u. a. Fische die Verdienstmedaille, in Berlin auf der Fischzucht-Ausstellung ein Ehrendiplom, in Moskau die große silberne Medaille. Seiner Feder entstammten viele werthvolle Spezialwerke. Als Mensch genoß er allgemeine Liebe und Achtung, sowohl seines sympathischen Charakters, als seines guten Herzens wegen.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.